

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt. 1559/54	Bibl. ZS 563
Rep. -	Kat.

Institut f. Zeitgeschichte München ARCHIV
1559/54

Erinnerungen an Walter Frank

Walter Frank, den nachmaligen Leiter des "Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands", lernte ich in K. A. v. Müllers "Übungen zur Parteigeschichte" an der Universität München kennen, wahrscheinlich schon im Winter 1923/24, ganz sicher aber gelegentlich seines Referats über Adolf Stoecker im Sommer 1924, das sich deutlich über die Durchschnittshöhe der Referate erhob und wohl den Ausgangspunkt seiner Dissertation bildete. Er war hochgewachsen, blond, von sehr männlichen Gesichtszügen, und fiel durch kurzangebundenes, leicht überlegenes Wesen und harte, abgehackte Sprechweise auf. Alles an ihm wirkte soldatisch, nichts gelehrtenhaft. Doch war seine Sachkunde und Darstellungsgabe offenkundig und wurde von den Seminarmitgliedern immer wieder willig anerkannt.

Gelegenheit zu näherer Berührung boten die zwanglosen Zusammenkünfte des Seminars, die Müller mehrmals im Semester abhielt, und der gemeinsame Heimweg mit Müller von der Universität nach Bogenhausen; außer Frank und mir schloß sich in der Regel Ernst Hanfstaengl an, der nachmalige Auslandspresseschef der NSDAP, der dann jedesmal das große Wort führte. Doch wurden selten politische Probleme erörtert; meist wurden Studienerfahrungen ausgetauscht oder Lehrstuhlbesetzungen und andere Hochschulfragen besprochen, - es war die Zeit des Kampfs zwischen der Studentenschaft und dem preußischen Kultusminister Becker. Manchmal brach plötzlich sehr schroff Franks Antisemitismus durch, etwa bei Schilderung seines Besuchs bei Maximilian Harden, den er für seine Stoecker-Arbeit befragt hatte. (Gelegentlich wurde gemunkelt, diese fanatische Abneigung gegen das Judentum hänge mit einem Tropfen jüdischen Bluts zusammen, den er selbst in sich habe; ich habe dafür keine Anhaltspunkte.)

Im Frühjahr 1926 lud Frank Herrn v. Müller und einige Seminarmitglieder, die er als rechtsstehend kannte, nebst einigen ehemaligen Offizieren in die Wohnung seiner Eltern zu einem Vortrag des Obersts Nicolai. Woher er zu ihm

Beziehung hatte, weiß ich nicht. Nicolai ist der Generalstabsoffizier, von dem er im Vorwort zu "Nationalismus und Demokratie" erzählt, er habe von ihm viel Geschichte gelernt. Nicolai war später auch im Dienst des "Reichsinstituts" tätig. Das Referat jenes Abends hielt sich von aller Gegenwartspolitik fern, behandelte rein historische Fragen des Nachrichtendienstes und der Propaganda im Ersten Weltkrieg und gab ein lebendiges Bild der dritten OHL, von echter Verehrung für Ludendorff erfüllt.

Die Beziehungen Franks zu Oncken gestalteten sich von Anfang an unerfreulich. Ich erinnere mich, wie Oncken am Nachmittag des 9. 11. 23 das Auditorium maximum betrat und mit vor Erregung brüchiger Stimme seine Vorlesung einleitete. Es sei wohl nicht üblich und angebracht, vom Katheder aus zu tagespolitischen Ereignissen Stellung zu nehmen, aber wenn jemand angesichts der Franzosen am Rhein Handstreich unternehme, die zur Zerreißung des Reichs führen könnten, so dürfe man nicht anstehen, das öffentlich als verantwortungslos zu kennzeichnen. Ich glaube nicht, daß Frank diesen Ausbruch mit angehört hat, er wird aber sicher davon erfahren haben. Dann gab ihm, wie er schon im Vorwort zu "Nationalismus und Demokratie" und dann wieder in seiner großen Anklage im "Völkischen Beobachter" erzählt hat, die Darstellung Boulangers durch Oncken im Sommer 1925 Anlaß zur Empörung. Ich bin ziemlich fest überzeugt, daß ich diese Vorlesung gleichfalls gehört habe, - doch ist mir nicht der Eindruck irgend einer Anspielung oder einer politischen Absicht geblieben: Parallelisierungen lagen gar nicht in Onckens Art. Er ließ sich nicht leicht eine Gelegenheit zur Ironie entgehen, - aber er verteilte sie gleichmäßig über alle politischen Lager, besonders wenn sie ihm weltfremd schienen. Aber Frank war nun einmal für jede leiseste Andeutung einer Kritik von dieser Seite hellhörig und überempfindlich. Man hat den Eindruck, daß er von langer Hand her alles zusammengetragen hat, was gegen Oncken zu finden war. Öfters hörte man auch von ihm und Hanfstaengl

die Vermutung äußern, daß bei Oncken jüdischer Einschlag vorhanden sei.

An Onckens Seminar nahm Frank zwar ein paar Semester lang teil, trat aber nie hervor. Es war ein seltsamer Anblick, auf der einen Seite ihn und Hanfstaengl, auf der andern Wolfgang Hallgarten und Michael Freund sitzen zu sehen. Hallgartens gestenreiche Beredsamkeit und seine Fähigkeit, jedem Einwand geschickt zu entschlüpfen, hat auch auf Oncken manchmal beängstigend gewirkt und nahm allen die Lust, sich mit ihm in eine Diskussion einzulassen. Was aber Frank (in "Deutsche Wissenschaft und Judentum") von ihm behauptet, er habe hinter der vorgehaltenen Hand gelacht, als K. A. v. Müller bald nach dem 9. 11. 23 sein Seminar um ein stilles Gedenken für die Toten der Feldherrnhalle bat, glaube ich nicht. Man wußte, wie nah Müller mit dem gefallenen von der Pfordten befreundet gewesen war, und empfand daher, auch wenn man den Hitlerputsch so scharf ablehnte wie ich, die Aufforderung durchaus nicht als politische Demonstration, sondern als Ausdruck persönlichen Leids. Aber es ist bezeichnend, daß Frank eben überall den Juden als kalten, gehässigen Feind wahrzunehmen glaubte.

Im Winter 1926/27 reichte er seine Dissertation bei Müller ein. Da dieser damals nur Honorarprofessor war, wurde das Korreferat Onckens notwendig. Als ich Frank ein paar Tage nach der Promotion traf und ihm gratulierte, fuhr er heftig auf: "Ach was, der hat mir ja die Note verdorben." Soviel ich später hörte, hatte Müller summa cum laude vorgeschlagen, Oncken es aber auf magna cum laude herabgedrückt. Dabei ist zu bedenken, daß summa cum laude damals überhaupt eine große Seltenheit war; auch kann der Verlauf des Mündlichen den Ausschlag gegeben haben; möglich ist immerhin, daß die unleugbare Gegensätzlichkeit zwischen Müller und Oncken mitgespielt hat oder daß Oncken den Ton ruhiger Wissenschaftlichkeit in der Arbeit vermißte. Beruflicher Schaden drohte Frank von seiner Note jedenfalls nicht, er

faßte sie aber als politische Feindseligkeit auf, die ihn erbitterte. Oncken habe, fuhr er fort, die Ausdrücke "Jude" und "jüdisch" (z. B. bei Marx und Lassalle) fast immer durch farblosere Wendungen ersetzt. (Auch dies hat er später in dem Vortrag "Deutsche Wissenschaft und Judenfrage" als Zeichen der Hörigkeit gegenüber dem Judentum angeführt. Ich bin überzeugt, dass Oncken nur die häufige Wiederkehr dieses Hinweises als unsachlich empfand.) Jedenfalls entnahm ich den erregten Worten Franks, daß ihm dieser Hergang alle Freude an der Promotion verdorben hatte. Als ich ihn fragte, ob er sie denn nett gefeiert habe, antwortete er verbissen: "Ich habe den Nachmittag benutzt, um mein Gesuch an eine Behörde um weitere Aktenbenutzung niederzuschreiben."

Franks Buch über Stoecker erschien bald darauf und wurde allenthalben als vielversprechende Erstlingsleistung anerkannt. Ich selbst habe sie in der Wochenschrift "Volk und Staat" besprochen, die Martin Spahn damals herausgab; doch scheint die Besprechung Frank zu "konservativ" gewesen zu sein. Der Verkehr zwischen uns riß ziemlich ab; ein einziges Mal wurde ich mit anderen Historikern unseres Alters zu ihm eingeladen (er hatte bald nach der Promotion geheiratet), doch ist mir aus der Unterhaltung nichts Charakteristisches erinnerlich. In Wilhelm Stapels Monatsschrift "Deutsches Volkstum" las ich Ende 1931 den Aufsatz "Das Vakuum", der, anknüpfend an Onckens "Rheinpolitik", die "subalterne" Methode der Aktenpublikation und Onckens Standpunktlosigkeit heftig angriff; daß sich unter dem Pseudonym "Werner Fiedler" Frank barg, erfuhr ich erst etwas später durch einen gemeinsamen Bekannten. (Der Aufsatz ist in der Sammlung "Geist und Macht", Hamburg 1938, wiederabgedruckt.)

Als ich im Dezember 1933 in Berlin die Zollvereinspublikation zum Abschluß brachte, teilt mir Oncken mit, daß für Anfang Januar 1934 eine Jubiläumsfeier der Reichs- und der preußischen Behörden im preuß. Finanzministerium geplant sei, bei der er die Festrede halten und die 3 Bände übergeben werde; Eisenhart Rothe und ich, die beiden Bearbeiter, würden dazu natürlich eingeladen und vorgestellt werden. Ich bat

Institut für Sozialforschung

auch im Namen Eisenharts, davon dispensiert zu werden: wir wünschten beide nicht, vor den Größen des Dritten Reichs aufzutreten. Oncken meinte bedauernd, das tue ihm leid, wir hätten doch ehrende Anerkennung durch unsere Arbeit verdient. Ich erwiderte, wir empfänden es nicht als ehrend, dieser Regierung vorgestellt zu werden. Oncken bemerkte etwas überrascht, er hätte nicht gedacht, daß ich das Regime so schroff ablehne; es gäbe doch ganz vernünftige unter den Nationalsozialisten und die meisten nationalgesinnten Leute wüßten sich mit ihnen zu stellen; auch mit dem Ausland gehe es ja besser, als man gedacht habe. Seine eigene Position freilich sei nicht ganz behaglich: "Die Herren Hanfstaengl und Frank erzählen überall herum, ich habe ihnen die Promotionsnote verdorben, - dabei habe ich Frank noch jedes Jahr das Gutachten zur Verlängerung seines Forschungsstipendiums geschrieben." Hinsichtlich der Zollvereinsfeier meinte er dann, wir sollten doch jedenfalls dabei sein, wir brauchten uns ja nicht vorstellen zu lassen. So wurde es denn auch wirklich gehandhabt: wir konnten wieder abziehen, ohne daß jemand von uns Notiz genommen hatte.

Anfang 1935 rief mich Franks Mutter an: sie habe von ihrem Sohn Auftrag, mir mitzuteilen, daß er demnächst nach München komme und mit mir Wichtiges zu besprechen habe; ich möge unbedingt seiner bevorstehenden Einladung Folge leisten. Da man Frank gerade mit dem Aufbau des "Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands" beschäftigt wußte, war nicht schwer zu erraten, wohin die Besprechung zielen werde.

Wir trafen uns im Café Luitpold. Er begann mit der Frage, was ich jetzt treibe und warum man so gar nichts mehr von mir höre. Ich antwortete, ich lebe jetzt sehr still als "freier Schriftsteller"; bis vor einem Jahr habe ich das getan, was er so herb als unschöpferisch und geistesarm verurteilt habe, nämlich Aktenpubliziert. Er fragte, ob mich diese seine Bemerkung so vergrämt habe; die sei nicht persönlich gemeint gewesen. Ich sagte lachend, es gebe schon noch anderes, was mich an der neuen Entwicklung störe, und nannte

dabei den Namen Rosenberg. Er ging darüber hinweg und fragte, wie ich denn jetzt zu Oncken stehe. Ich erwiderte, er wisse ja, daß mich recht eigentlich Oncken von der Rechtswissenschaft zur Geschichte herübergeführt habe; er habe mich seither in jeder Weise gefördert, ich habe trotz des ihm bekannten Unterschieds unserer Parteistandpunkte so viele Jahre hindurch Vertrauen von ihm empfangen, daß ich wirklich keine andere Haltung gegen ihn einnehmen könne als bisher. Er entgegnete rasch: "Das ist sehr schade; denn Leute wie Sie könnten wir notwendig brauchen. Demokraten vom Schlag Onckens kommen scharenweise zu uns gelaufen und wollen mitmachen, aber es dauert lang, bis wir einmal einen alten Deutschnationalen gewinnen."

Es begann nun ein Gespräch über die Münchner Universität: welche Leute vorhanden seien und was man von ihnen halte. Wie sei z. B. A. O. Meyer? Ich sagte etwas Ausweichendes über den guten Besuch seiner Vorlesungen, die Art seines Vortrags usw., worauf er mich mit naiver Ungeduld unterbrach: "Ach, das will ich nicht wissen, mich interessiert seine politische Haltung!" Ich antwortete wieder ausweichend: all sein Denken sei an Bismarck orientiert oder etwas Ähnliches. Frank ließ dann alle Namen von Professoren und Dozenten, die ihm noch in Erinnerung waren, Revue passieren und erkundigte sich jedesmal nach meinem Urteil, ließ aber den Gegenstand fallen, als er merkte, daß er von mir nichts Politisches erfahre.

Da nun unser Gespräch nicht mehr recht weiter wollte, fragte ich ihn, wie es ihm und seiner Frau jetzt gehe; er habe wohl viel Arbeit? Ja, meinte er wegwerfend, jahrelang habe er es sich als erstrebenswert ausgemalt, jeden Morgen den Schreibtisch voll wichtiger Post zu haben, - jetzt habe er davon übergenug, aber es mache wenig Freude. Ich fragte, ob er denn nicht einen Lehrstuhl anstrebe, um seine Vortrags- und Lehrbegabung betätigen zu können. "Fällt mir nicht ein!", entgegnete er unwirsch. "Soll ich etwa meine Habilitation davon abhängig machen, wie mich ein Oncken

oder seinesgleichen begutachten?"

Er machte Anstalten zum Aufbruch, fragte aber dabei noch, wie ich politisch jetzt eingestellt sei. Ich antwortete, auch daran habe sich nichts geändert: ich sei national-konservativ gesinnt. Was ich denn eigentlich gegen das jetzige System habe? Wir hätten doch den neuen Weg gemeinsam angetreten. Ich erwiderte vorsichtig: Angetreten wohl, inzwischen aber sei viel passiert, was ich nicht mitzuverantworten wünsche. Dabei ließ ich auch das Wort "Reichstagsbrand" fallen: das bedürfe jedenfalls der Klärung. Er sah mich einen Augenblick groß an und gab einen Laut von sich wie "Ach so!" oder "Hm", ging aber darüber weg und fragte, ob ich denn meine Fähigkeiten begraben und wovon ich denn leben wolle. Ich sagte, ich gebe Privatunterricht, und ein paar Zeitschriften, für die man schreiben könne, werde es wohl immer geben. "Ja, aber glauben Sie denn, daß Ihre Sache noch irgendwelche Aussichten hat?" Ich entgegnete: "Sie haben doch kürzlich in Ihrem Vortrag hier im Auditorium maximum ("Zur Geschichte des Nationalsozialismus", Hamburg 1934) als besondere Größe Hitlers und seiner Bewegung hervorgehoben, daß sie auch in Zeiten, da alles hoffnungslos schien, unbeugsam geblieben seien, - da muß sich unsereins eben ein Beispiel daran nehmen." Er lachte geringschätzig: "Ach, das wollen Sie auf sich anwenden? Nun, das Ende des Hitler-Reichs können Sie nicht abwarten!"

Damit endete unser Gespräch. Nur 4 Wochen später (3./4. Febr. 1935) erschien im "Völkischen Beobachter" Franks bekannter Angriff auf Oncken: "L'incorruptible". Fast alle Äußerungen Onckens, die Frank dort als Belege für Onckens Konjunkturgebundenheit anführte, habe ich gleichfalls mit angehört und kann bezeugen, daß sie im Zusammenhang einen ganz anderen Sinn gehabt haben, als ihnen Frank unterstellte. Von der Vorlesung über Boulanger war schon oben die Rede. Die Bemerkung, sein Buch über Lassalle habe ihm soviel genützt, wie wenn er eine Jüdin geheiratet hätte, bedeutete so, wie ich sie in Erinnerung

habe, gerade das Gegenteil von Konjunturrücksicht: er habe das Buch ohne weltanschauliche Übereinstimmung mit dem Dargestellten geschrieben, aber bestimmte Kreise hätten ihm einfach die Wahl des Gegenstands so hoch angerechnet, als ob er sich damit zu ihnen bekannt habe. Die Wendung von der "Heidelberger Rötlichkeit" gebrauchte er in seiner Dankansprache bei der Münchener Abschiedsfeier, aber nicht, um zu sagen, daß er selbst rötlich gewesen sei, sondern um anzudeuten, daß er im damaligen München zunächst als rötlich gegolten habe, weil er von Heidelberg kam. Daß die "Reklame" für das Cromwell-Buch nicht von Oncken selbst stammen konnte, war klar; ich vermutete, es handle sich um einen übereifrigen, geschäftstüchtigen Waschzettel des Verlags.

Aber es verstand sich von selbst, daß man diese und einige andere Punkte nicht öffentlich richtigstellen, Frank und den V.B. nicht der Unwahrheit zeihen durfte. Der bössartige Angriff war allerhöchstens in Form einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung über "Objektivität" zurückzuweisen. So verfaßte ich, jedes Wort auf seine Tragbarkeit prüfend, wie man es allmählich gelernt hatte, eine Abhandlung: "Grenzen und Befugnisse der Geschichtswissenschaft". Sie trat eine vergebliche Rundfahrt an, - niemand wagte mehr sie abzudrucken, auch nicht die in Österreich erscheinende "Schönere Zukunft". So blieben nur die "Weißen Blätter" Karl Ludwig von Guttenbergs, deren ständiger Mitarbeiter und stiller Mitherausgeber ich war (1935, April). Da die Nummer kaum noch zu erhalten ist, lasse ich den Wortlaut hier folgen:

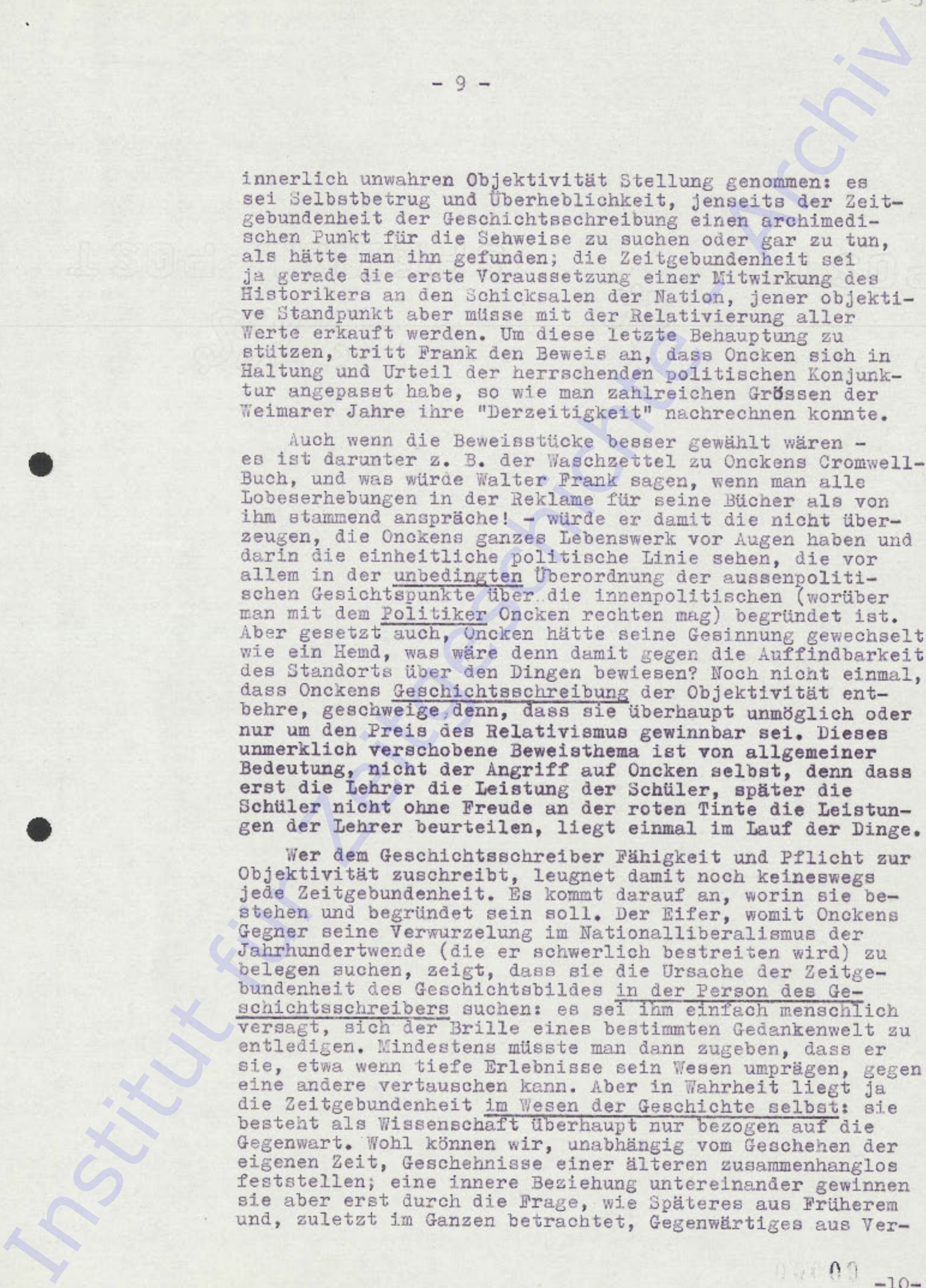
"Grenzen und Befugnisse der Geschichtswissenschaft"

Ein Vortrag Hermann Onckens über die Wandlungen des Geschichtsbildes in revolutionären Epochen (Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 19/20 vom 13. Januar 1935) hat, indem er hinter eindrucksvollen Beispielen die Frage nach Aufgabe und Grenzen der Geschichtschreibung überhaupt ahnen ließ, grundsätzliche Betrachtungen in der Öffentlichkeit veranlasst. Er wurde dabei aufgefasst als Ausdruck einer durch die Gegenwartserfordernisse Überholten, weil lebensuntüchtigen Geschichtswissenschaft. Insbesondere hat Walter Frank, einen vor Jahren unter dem Decknamen Werner Fiedler begonnenen Angriff wieder aufnehmend, in weithin sichtbarer Form (Völkischer Beobachter, 34. Ausgabe, 3. Febr. 35) im Namen, wie er sagt, des geistig ringenden jungen nationalsozialistischen Deutschlands gegen ihn als den Vertreter einer

innerlich unwahren Objektivität Stellung genommen: es sei Selbstbetrug und Überheblichkeit, jenseits der Zeitgebundenheit der Geschichtsschreibung einen archimedischen Punkt für die Sehweise zu suchen oder gar zu tun, als hätte man ihn gefunden; die Zeitgebundenheit sei ja gerade die erste Voraussetzung einer Mitwirkung des Historikers an den Schicksalen der Nation, jener objektive Standpunkt aber müsse mit der Relativierung aller Werte erkaufte werden. Um diese letzte Behauptung zu stützen, tritt Frank den Beweis an, dass Oncken sich in Haltung und Urteil der herrschenden politischen Konjunktur angepasst habe, so wie man zahlreichen Grössen der Weimarer Jahre ihre "Derzeitigkeit" nachrechnen konnte.

Auch wenn die Beweisstücke besser gewählt wären - es ist darunter z. B. der Waschzettel zu Onckens Cromwell-Buch, und was würde Walter Frank sagen, wenn man alle Lobeserhebungen in der Reklame für seine Bücher als von ihm stammend anspräche! - würde er damit die nicht überzeugen, die Onckens ganzes Lebenswerk vor Augen haben und darin die einheitliche politische Linie sehen, die vor allem in der unbedingten Überordnung der aussenpolitischen Gesichtspunkte über die innenpolitischen (worüber man mit dem Politiker Oncken rechten mag) begründet ist. Aber gesetzt auch, Oncken hätte seine Gesinnung gewechselt wie ein Hemd, was wäre denn damit gegen die Auffindbarkeit des Standorts über den Dingen bewiesen? Noch nicht einmal, dass Onckens Geschichtsschreibung der Objektivität entbehre, geschweige denn, dass sie überhaupt unmöglich oder nur um den Preis des Relativismus gewinnbar sei. Dieses unmerklich verschobene Beweisthema ist von allgemeiner Bedeutung, nicht der Angriff auf Oncken selbst, denn dass erst die Lehrer die Leistung der Schüler, später die Schüler nicht ohne Freude an der roten Tinte die Leistungen der Lehrer beurteilen, liegt einmal im Lauf der Dinge.

Wer dem Geschichtsschreiber Fähigkeit und Pflicht zur Objektivität zuschreibt, leugnet damit noch keineswegs jede Zeitgebundenheit. Es kommt darauf an, worin sie bestehen und begründet sein soll. Der Eifer, womit Onckens Gegner seine Verwurzelung im Nationalliberalismus der Jahrhundertwende (die er schwerlich bestreiten wird) zu belegen suchen, zeigt, dass sie die Ursache der Zeitgebundenheit des Geschichtsbildes in der Person des Geschichtsschreibers suchen: es sei ihm einfach menschlich versagt, sich der Brille eines bestimmten Gedankenwelt zu entledigen. Mindestens müsste man dann zugeben, dass er sie, etwa wenn tiefe Erlebnisse sein Wesen umprägen, gegen eine andere vertauschen kann. Aber in Wahrheit liegt ja die Zeitgebundenheit im Wesen der Geschichte selbst: sie besteht als Wissenschaft überhaupt nur bezogen auf die Gegenwart. Wohl können wir, unabhängig vom Geschehen der eigenen Zeit, Geschehnisse einer älteren zusammenhanglos feststellen; eine innere Beziehung untereinander gewinnen sie aber erst durch die Frage, wie Späteres aus Früherem und, zuletzt im Ganzen betrachtet, Gegenwärtiges aus Ver-



gangenem geworden ist. Geschichte schreiben heisst, die Linien einer Entwicklung sichtbar machen, deren Fortsetzung wir selbst sind. Wie bei einem Roman, der in täglichen Abschnitten erscheint, von jedem neuen Stück Licht auf die schon beiseite gelegten fällt, sodass manch unscheinbarer Zug, worüber man vorher achtlos hinweggelesen, plötzlich bedeutsam wird, so öffnet uns auch jedes Stück Geschichte, das wir neu dazuerleben, erst die Augen für Vorgänge und Erscheinungen der Vergangenheit, die wir ehemals übersehen oder nicht ernst genug genommen haben. Wir können garnicht anders, als im Einstigen die Ursprünge unserer eigenen Lage suchen, - aber die nächste Generation, vor der ein weiteres Stück des Gewebes aufgerollt ist, wird feststellen, wir hätten manche Fäden im Vergangenheitsgespinnst für wichtiger gehalten, als ihnen zukam, nur weil wir selbst noch daran spannen, und wird einen Blick haben für andere, die uns garnicht auffielen, und Dinge betonen, die bei uns nur nebenherliefen, einfach weil sie eine lebendige Beziehung zu ihrem eigenen Leben daran entdeckt. Und die neue sieht sich wieder neuen Problemen gegenüber und verfolgt sie zurück. Ihr Geschichtsbild wird dadurch anders als alle früheren, ohne deshalb in sich vollkommener zu sein, aber im Zusammenspiel alles dessen, was einmal dem menschlichen Geist aufgegangen ist, wird die Überschau immer klarer und vielseitiger. Schon dem einzelnen Historiker kann sich, wenn sein Leben in inhaltsreiche Jahrzehnte der nationalen Entwicklung fällt, das Geschichtsbild seiner Jugend in ein neu geoffenbartes ganz oder teilweise wandeln, so wie Ranke seine Preussische Geschichte nach der Reichsgründung mit neuen Fragestellungen und Linienführungen neu schrieb; er braucht dann nicht das Ältere zum alten Eisen zu werfen, er kann die Geschichtsbilder andererseits auch nicht mechanisch summieren, er muss eins durch das andere ergänzen und bereichern lassen. Und in diesem Sinn kann jedes Geschichtsbild von den folgenden Epochen fruchtbar gemacht werden. Dass es an seine Zeit gebunden war, die politisch inzwischen überwunden ist, macht seine Austilgung noch nicht zum wissenschaftlichen Bedürfnis; die neue Zeit mag ihm ihr Geschichtsbild, vertrauend auf seinen eigenen Wert, entgegensetzen und seine Zeitgebundenheit wird die des früheren deutlich hervortreten lassen und ihre Folgen ausser Kraft setzen.

Nichts anderes ist die Mitwirkung am Gegenwartsleben der Nation, wozu der Geschichtsschreiber in dieser seiner Eigenschaft berufen ist, als: die Ansicht der Geschichte, wie sie sich ihm nach den besonderen Bedingungen seiner Zeit enthüllt, seinem Volk darzubieten als Beitrag zur Klärung seines Werdens und Wollens. Sein Wahrnehmungs- und Fassungsvermögen für die Züge der Vergangenheit wird desto grösser sein, je aufgeschlossener er den Fragen seiner politischen und kulturellen Umwelt ist. Ob er daran handelnd oder beobachtend teilnimmt, darnach mag man (mit Walter Franks Ausdrücken) den "Historiker des Kampfes" vom "Historiker der Kontemplation" unterscheiden. Aber dieser Unterschied bedeutet nicht eine verschiedene

Einstellung zum Beruf des Geschichtsschreibers, er führt nur häufig zu einer verschiedenen Zwecksetzung für seine Arbeit.

Die Zwecksetzung liegt hier wie überall ausserhalb des Bereichs der Wissenschaft selbst. Man kann in der Geschichte forschen, um sich persönlich ein Weltbild zu erarbeiten, um in Menschenseelen einzudringen, um Staatsordnungen anzugreifen oder zu verteidigen, um dem Volk ehrwürdige Vorbilder zu zeigen, um die Verdienste der eigenen Ahnen klarzustellen, um die Vertreter und Lehren einer Kirche anzuklagen oder zu rechtfertigen, - und aus jedem dieser Motive kann eine Leistung erbracht werden, die wahrhafte Geschichtsschreibung ist. Das Verlangen, durch Veranschaulichung der Vergangenheit am politischen Willen seiner Zeitgenossen mitzuformen, war bei Treitschke zu ganz andern Gluten entfacht als bei Ranke; aber auch dieser hat seine Geschichtsschreibung willig in den Dienst politischer Bestrebungen gestellt ohne das Gefühl, damit ihrem Wesen untreu zu werden; Oncken seinerseits ist ein Beispiel dafür, wie politischer Zeitenwandel die Zwecksetzung des Historikers verschieben kann; wenn er sich auch niemals der Förderung politischer Aufgaben durch geschichtliche Darstellung entzog, so hat doch erst nach dem Weltkrieg ein eindeutig politischer Gesichtspunkt, der Kampf gegen die Kriegsschuldfrage, die Richtung seines Forschens bestimmt.

Aber während bei den meisten anderen Wissenschaften die Zwecksetzung ohne Rückwirkung auf den Inhalt bleibt, während sich z. B. die Leistung des Naturforschers vollzieht unberührt davon, ob er eine chemische Verbindung im Dienst der Heilkunde oder der Kriegführung erstrebt, können sich die Beweggründe, die den Geschichtsschreiber zu seinem Stoff führen, in dessen Behandlung geltend machen. Wir denken dabei natürlich nicht an den Armseligen, der sich die Tatsachen für seine Zwecke zurechtbiegt; dieser verkennt ja, dass er ihnen doch nur mit Wahrheit wirklich zu Hilfe kommt, durch Unwahrheit bestenfalls Scheinvorteile erringt, und dieser Irrtum schließt ihn aus aller Wissenschaft aus. Wir sprechen nur von jenem Einfluß der Zwecksetzung, der dem Historiker selbst kaum bewusst wird. Wenn sich, wie wir sehen, seine Blickweite und -schärfe notwendig nach der Fülle der Probleme bemisst, die seine eigene Zeit an ihn heranträgt, so wird eine Gewichtsverlegung auf ganz bestimmte unter diesen Zeitproblemen (und die ist doch in jeder Zwecksetzung enthalten) nur zu leicht auf dem Feld der Vergangenheit den Blick auf das einengen, was damit in Verbindung zu bringen ist, oder auch dazu verführen, es künstlich damit in Verbindung zu bringen. So hat Treitschke, indem seine Gedanken ständig um politische Wunschbilder kreisten, deren Erfüllung er auch mit seiner Geschichtsdarstellung unterstützen wollte, in ganze Jahrhunderte eine Zielstrebigkeit auf diese seine Ideale zu hineingelesen, die Herkunft und Tragweite der Gegenströmungen verkannt und sie nur in der

undankbaren Rolle derer gezeigt, die sich dem Geist der Geschichte entgegenstemmten. Versuchungen solcher Art sind die Vorbelastung, die alle "kämpfende Wissenschaft" zu überwinden hat. Der Weg zur Überwindung, das Gegengewicht gegen die Rückwirkung der Zwecksetzung, ist eben das, was Frank "Relativismus", Oncken "das Amt des Begreifens" nennt.

Relativismus ist der Verzicht auf unbedingte Maßstäbe. Der Historiker, der ihn für alle Seiten des Lebens durchgeführt hätte, wäre untauglich zu seinem Werk; er liefe zwar nicht Gefahr, aus Zu- oder Abneigung gegen die Gerechtigkeit zu verstossen, wie aber sollte er Kraft und Rang von Menschen ermessen, die ihren Antrieb von solchen Unbedingtheiten empfangen? Onckens Tätigkeit als Politiker wie als akademischer Lehrer ist Beweis genug, dass er zu diesen Menschen ohne festen Standpunkt in den höchsten Lebensfragen nicht gehört. Seine Schüler werden bezeugen, dass er ihn dort nie verhehlt hat, wo Klarheit darüber erforderlich war. Und wenn es sonst keine Zeugnisse gäbe, würden die Kaiserrede von 1913 und die Verfassungsrede von 1929, die Frank einander als Gegensätze gegenüberstellt, ein gleichgebliebenes verfassungs- und sozialpolitisches Ideal verraten. Aber welche Rolle spielen denn für den Geschichtsschreiber die Maßstäbe der religiösen Wahrheit, des sittlichen Sollens, der nationalen oder sozialen Erwünschtheit? Die Werturteile, die sie begründen, müssen ja immer wieder gefällt werden, wenn ein Volk auf der rechten Bahn bleiben soll, aber das gehört nicht zum Beruf des Historikers, sondern er teilt das Recht dazu mit jedem, den der Besitz solcher Maßstäbe verpflichtet, sie anzulegen. Seine Aufgabe ist es, die Unterlagen der Urteilsbildung zu beschaffen, und höchstens daraus mag er ein Vorrecht herleiten, dass er sie doch noch tiefer durchschaut als jeder andere, dem seine Darstellung sie erst vermittelt. Niemand wird ihm auch wehren, die Anwendung jener Maßstäbe unmittelbar mit der Ausbreitung der Unterlagen zu verbinden, -- aber wie sollten ihn jene bei der Aufhellung und Verbindung der Hergänge leiten können? Auch sie sind ja, indem sie ebenso wie die Zwecksetzung immer wieder bestimmte Fragestellungen in den Vordergrund rücken, eher dazu angehtan, die Sehkraft und -weite über das Unvermeidliche hinaus einzuschränken als sie zu steigern. Die mißtrauische Frage, von welchem Standpunkt aus einer an die Geschichte herangetreten sei, ist gerade darum berechtigt, weil bei schwächeren Menschen die unbedingten Maßstäbe leicht zur Blickverengung führen. Sie sind eben nicht da, um die Erkenntnis zu fördern, sondern um das Erkannte zu ordnen und seinen Gebrauch zu regeln. Wir müssen uns der Grenzlinie zwischen dem Erringen der Erkenntnis und ihrer Verwertung wieder mehr bewusst werden, wie sie Ranke an der Schwelle seines Wirkens in vielberufenen und vielmißdeuteten Worten gezogen hat: "Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen. So hoher Ämter unterwindet sich

gegenwärtiger Versuch nicht, er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen." Natürlich verkannte Ranke die erzieherische Bedeutung der Geschichte nicht, er war sogar so fest von ihr überzeugt, dass er glaubte, schon das rein tatsächliche Aufzeigen der geschichtlichen Entwicklung genüge, um der Gegenwart den Weg zu weisen; aber er schied sauber die Aufgaben und Verfahrensarten der Geschichtswissenschaft und der Volkserziehung.

Man ist also nicht Relativist, wenn man, solange man im Erkenntnissuchen steht - und dies bedeutet wohl das Wort "zunächst" in Onckens von Frank angeführten Sätzen - nicht jene Maßstäbe gezückt hält, sondern möglichst unabhängig davon die Erscheinungen zu verstehen trachtet: alles verstehen heißt vielleicht alles verzeihen, aber ganz gewiss nicht alles gutheissen. Wir haben gezeigt, welche Hemmungen sich für dieses Verstehen aus der wesenhaften Zeitgebundenheit der Geschichte ergeben: unser Auge sieht alles, was sich zur eigenen Gegenwart unmittelbar in Beziehung setzen lässt, ungleich plastischer als anderes. Aber die Gewissheit, dass es auch solche Beziehungen aus älterer in jüngere Vergangenheit gab, die uns nicht mehr greifbar, und in die Zukunft gibt, die uns noch nicht offenbar sind, stellt uns die Aufgabe, die bewegenden Kräfte und die Träger des Weltgeschehens auf die Möglichkeiten zu untersuchen, die in sie gelegt sind, und in ihnen selbst Antrieb und Hemmungen aufzuspüren, denen sie ausgesetzt sind, kurzum: ein inneres Gesetz der Dinge zu ergründen. Das Recht, dieser Prüfung unterzogen zu werden, erlangt in der Tat jede geschichtliche Erscheinung einfach dadurch, dass sie da ist und ferneres Dasein verspricht. Diese Betrachtungsweise ist nicht kalte Überbewertung der Macht als solcher, losgelöst von allem Inhalt, und noch weniger Anbetung des Erfolgs, sondern Ehrfurcht vor dem Wachstumsgeheimnis der Geschichte, und es kommt nicht darauf an, ob man davon in den religiösen Ausdrucksformen spricht, die Rankes Empfinden nahelagen.

Zugegeben, dass die Forschung, wenn sie so an der Werkstatt der Geschichte selbst zu lauschen sucht, bescheiden vom Ausmaß dessen denken muss, was sie enträtseln kann, so findet sie hierin doch die Kraft, sich über die Sehstörungen zu erheben, die nicht dem Wesen der Geschichtswissenschaft entstammen, und gewinnt damit das Recht, jenen Wandlungen des Geschichtsbildes, die solchen Trübungen unterworfen sind, Grenzen zu setzen und Bahnen zu weisen.

Der Aufsatz wurde auf meine Veranlassung hin vom Verlag zahlreichen Geschichtswissenschaftlern zugesandt. Die meisten reagierten überhaupt nicht oder begnügten sich mit einer einfachen Empfangsbestätigung, da jede Zustimmung gegen sie ausgewertet werden konnte, wenn sie in unrechte Hände fiel. Festgehalten zu werden verdienen folgende Äusserungen:

H. v. Srbik (7. 5. 35): "Vielen herzlichen Dank für die Übersendung Ihres Artikels. Ich stimme Ihren Ausführungen, die gerade jetzt von besonderer Bedeutung sind, vollkommen und in allen Sätzen zu. Sie rühren an den Lebensnerv unserer Wissenschaft."

Geh.Rat G. Pfeilschifter: "Zugleich möchte ich Ihnen sagen, wie ich mich über den Inhalt gefreut habe um der Sache und der Person willen."

C. Riedner, Gen.Dir. der staatl. Archive Bayerns: "Ich habe Ihre Ausführungen mit größtem Genuß gelesen und kann nicht umhin, Ihnen für die ebenso ritterliche wie geschickte Art, mit der Sie Oncken verteidigt haben, meine Anerkennung und meinen Dank zu sagen."

Aus dem Kreis Walter Franks ist mir nur die Äußerung eines jungen Archivbeamten zu einem gemeinsamen Bekannten zu Ohren gekommen: er verstehe nicht, warum Ritthaler solche Aufsätze schreibe; "er hat doch keinen Grund, sich gekränkt oder übergangen zu fühlen; denn Frank wollte ihn ja in sein Reichsinstitut aufnehmen."

Von Oncken selbst erhielt ich nachstehenden Brief, der mir erst die Umfälschung der Buchbesprechung in einem Göringblatt zur "Reklame" klar machte:

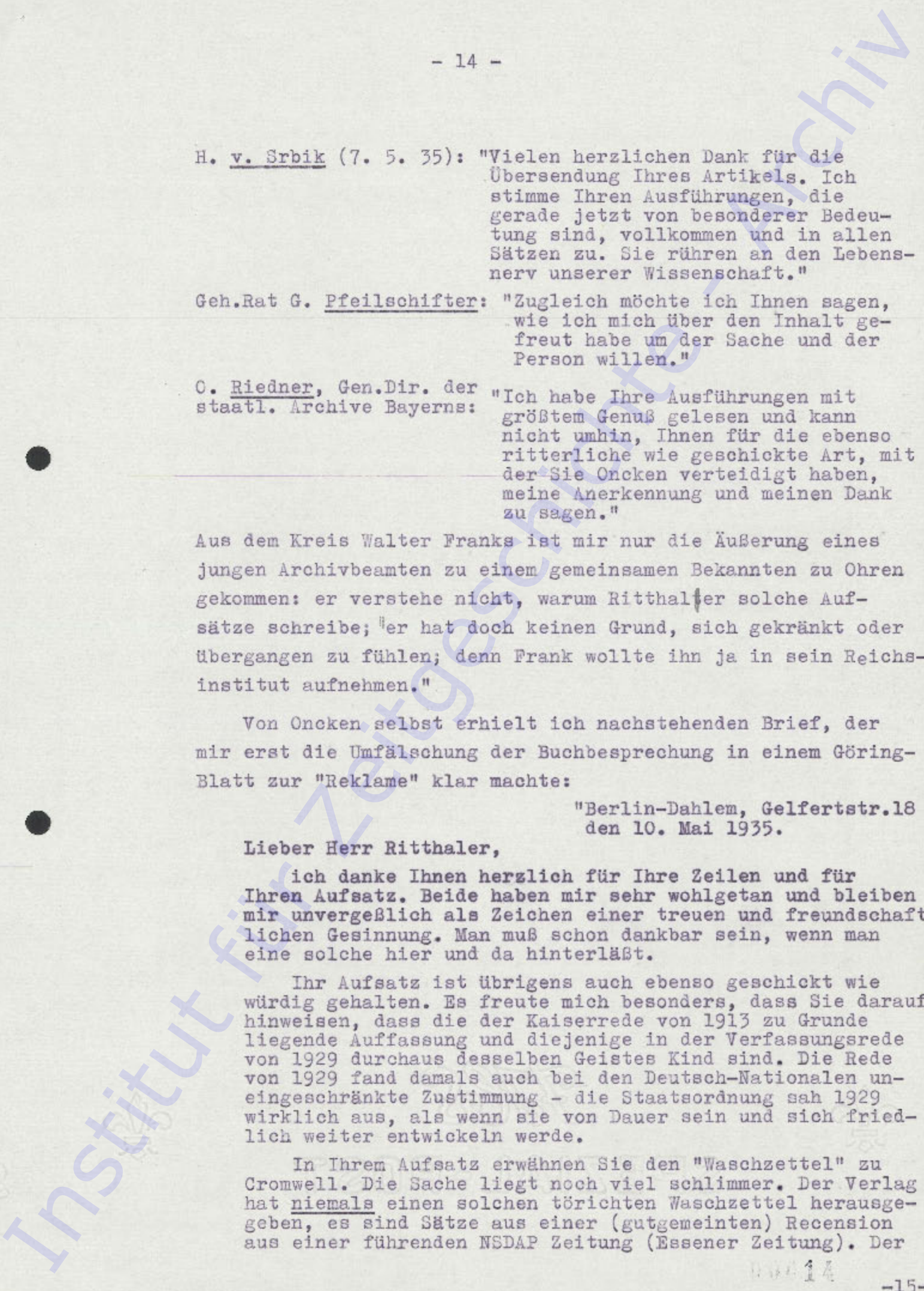
"Berlin-Dahlem, Gelfertstr.18
den 10. Mai 1935.

Lieber Herr Ritthaler,

ich danke Ihnen herzlich für Ihre Zeilen und für Ihren Aufsatz. Beide haben mir sehr wohlgetan und bleiben mir unvergeßlich als Zeichen einer treuen und freundschaftlichen Gesinnung. Man muß schon dankbar sein, wenn man eine solche hier und da hinterläßt.

Ihr Aufsatz ist übrigens auch ebenso geschickt wie würdig gehalten. Es freute mich besonders, dass Sie darauf hinweisen, dass die der Kaiserrede von 1913 zu Grunde liegende Auffassung und diejenige in der Verfassungsrede von 1929 durchaus desselben Geistes Kind sind. Die Rede von 1929 fand damals auch bei den Deutsch-Nationalen uneingeschränkte Zustimmung - die Staatsordnung sah 1929 wirklich aus, als wenn sie von Dauer sein und sich friedlich weiter entwickeln werde.

In Ihrem Aufsatz erwähnen Sie den "Waschzettel" zu Cromwell. Die Sache liegt noch viel schlimmer. Der Verlag hat niemals einen solchen törichten Waschzettel herausgegeben, es sind Sätze aus einer (gutgemeinten) Recension aus einer führenden NSDAP Zeitung (Essener Zeitung). Der



Versuch einer Richtigstellung durch den Verlag blieb natürlich wirkungslos - wie ich dann zunächst nach dem Angriff im V.B. in allen deutschen Zeitungen mundtot war (auch in der D.A.Z.) und nach zwei Tagen auch ohne Katheder!

Der Band meiner kleineren Arbeiten seit 1919 wird im September erscheinen und soll "meinen Schülern in dankbarer Erinnerung" gewidmet sein. Und dazu sollen Sie mit in erster Linie gehören.

Mit allen guten Wünschen

stets Ihr

(gez.) H. Oncken."

Ich habe W. Frank nie wiedergesehen. Nach dem Krieg wurde mir erzählt, er habe sich nach dem Einmarsch der Amerikaner erschossen, auf einem Abendspaziergang, zu dem er seine Frau mitnahm. Diese Art des Todes paßt durchaus zu seiner verkraampften, finsternen Art, die sich nie in harmlos-unbefangene Fröhlichkeit zu lösen vermochte, auch wenn er sich unter seinesgleichen fühlen durfte. Alles, was nach Weichheit auch nur aussah, war ihm verächtlich und wurde ängstlich vermieden. Wie meine Niederschrift zeigt, sind fast alle seine gelegentlichen Bemerkungen aus der Studienzeit viele Jahre später in seine Reden und Aufsätze eingegangen, - ein Beweis, wie Erlebnisse und Eindrücke, die wir im späteren Leben wieder abzustreifen pflegen, bei ihm festhakten und weiterfraßen. -

Vom "Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands" habe ich nur einige Mitarbeiter gekannt.

Ottokar Lorenz, der Enkel des gleichnamigen Historikers, Sohn des Coburger Generalmusikdirektors und Münchner Musikwissenschaftlers Alfred Lorenz, war in den letzten zwei Jahren des Gymnasiums mein Schulkamerad: ein frühreifer, selbständig denkender, etwas schwerfällig sprechender Mensch, der sich leicht in Probleme verbohrt. Später, auf der Universität, habe ich von ihm sehr gute Referate gehört, die gern eigene Wege einschlugen. Er war am 9. Nov. 1923 in Hitlers Demonstrationzug mitmarschiert und durch Streifschüsse an der Hand verwundet worden, doch lag es ihm fern, davon Aufhebens zu machen; ich habe es nur erfahren, weil ich ihn eines Tages ahnungslos fragte, was für Narben er da an der Hand habe.

Er war viel umgänglicher, heiterer und weniger haßerfüllt als Frank, auch seine Aufsätze im "Akademischen Beobachter" und den "Nationalsozialistischen Monatsheften" (zum Teil "Otto Renz" gezeichnet) waren viel ruhiger und sachlicher gehalten. In der breiten Öffentlichkeit ist er kaum hervorgetreten, obwohl er kein schlechter Redner war.

Im Frühjahr 1928 kam es zu einem harten Zusammenstoß zwischen Oncken und ihm wegen seiner Abhandlung in den "Süddeutschen Monatsheften": "Karl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus". Seine These schien Oncken nicht sorgsam genug unterbaut zu sein, und als sich Lorenz, wohl etwas unvorsichtig, auf K. A. v. Müllers Zustimmung berief, empfand Oncken das als Herausforderung. Dabei fiel, wie mir Lorenz erzählte, der Ausdruck "journalistisches Talent" in sehr abfälligem Sinn, halb auf Müller, halb auf Lorenz bezogen. Vermutlich hat dieser Vorfall den Gegensatz Frank-Oncken noch verschärft.

Wilhelm Grau fühlte sich wohl von Anfang an im Rahmen des "Reichsinstituts" nicht sehr wohl: er war überzeugter Katholik und kam, soviel ich weiß, von der Bayerischen Volkspartei her. Seine Abkehr vom Reichsinstitut spiegelt sich deutlich in den zwei Fassungen der Schrift Walter Franks: "Deutsche Wissenschaft und Judenfrage" (1. Aufl. 1936, 2. Aufl. 1940). Graus Habilitationskolloquium in München verlief, wie mir ein Teilnehmer erzählt hat, arg blamabel. Da er von vornherein als Spezialist und künftiger Sachbearbeiter der "bisher vernachlässigten" Judenfrage eingeführt worden war, der natürlich in anderen Geschichtsproblemen nicht so gut Bescheid wissen könne, befragten ihn die meisten Fakultätsmitglieder eifrig nach dem Judentum im alten Rom, in Byzanz, in Spanien usw., sodaß schließlich Müller seine geringe Beschlagenheit mit der vielen Organisationsarbeit der letzten Monate entschuldigen mußte. Schließlich zogen die Gegner der Habilitation ihren Einspruch zurück mit der Begründung, das Ministerium werde Grau ja doch zum Dozenten ernennen.

Ebenso wie Grau stand auch Hans Bogner dem Nationalsozialismus innerlich fern. Er gehörte während seiner

Münchner Zeit zu dem Kreis um Edgar I. Jung und schrieb viel in Pechels "Deutscher Rundschau". Daß er dann doch im Rahmen des Reichsinstituts sprach und publizierte, lag wohl einerseits an seiner wirtschaftlichen Lage, andererseits an der Hoffnung, bei Behandlung der Antike könne man seine Selbständigkeit bewahren. Aus der allerersten Zeit des dritten Reichs ist mir eine Episode erinnerlich. Das Reichskultusministerium hatte sich, ich weiß nicht auf Grund welcher Empfehlung, von Bogner ein Gutachten über irgend eine Hochschulfrage erstatten lassen. Als er die Honorierung monierte (er hatte eine Familie zu versorgen), kam der Bescheid, man bedauere über keine Etatmittel für diesen Zweck zu verfügen, werde sich aber für seine ausgezeichnete Leistung anderweitig erkenntlich zeigen. Kurze Zeit darauf wandte sich eine Zigarettenfirma an ihn: sie beabsichtige eine geschichtliche Bilderserie vom Altertum bis zur Gegenwart herauszubringen; ob er gegen entsprechendes Honorar die Bildtexte liefern wolle, - das Reichskultusministerium habe ihn besonders empfohlen.

Zu den gelegentlichen Vortragenden des Reichsinstituts zählte auch der Kaplan Joseph Roth vom Reichskirchenministerium; doch gehört dessen Persönlichkeit und politische Entwicklung in einen anderen Zusammenhang.

München, den 12. Oktober 1954

Dr. A. Risschaler

Aktennotiz

Betr.: Besuch bei Dr. Anton Ritthaler am 27.7.1959

Nicolais Tätigkeit für das Reichsinstitut bestand darin, daß er bei den Universitäten und Hochschulen herumreiste und für Dissertationsthemen über den Weltkrieg warb. Haselmayr war in den 20er Jahren Student an der Universität München und trieb als ehemaliger Offizier (wohl Major) zusammen mit Schirach Hochschulpolitik im nationalsozialistischen Sinne.

Karl Alexander von Müller sei sehr populär gewesen, obwohl seine Vorlesungstätigkeit nur minimal war und sich im wesentlichen auf seine Seminare über die politischen Parteien beschränkte. Gesellschaftlich war er etwas isoliert, woran im wesentlichen seine Ehe Schuld war: er war geschieden und mit seiner zweiten Frau lediglich zivil getraut. Das Müller-Seminar war abends (Montag oder Donnerstag) von 6 bis 8 Uhr, woran anschließend dann eine Gruppe rechts der Isar wohnender Studenten den Professor bis zur Tivoli-Brücke brachte; dazu gehörte auch Putzi Hanfstaengl, der damals bereits einen amerikanischen Universitätsgrad hatte. Hanfstaengls Dissertation "Von Marlborough bis Mirabeau" (Ritthaler: weder Marlborough noch Mirabeau kamen darin vor) war eine recht verunglückte Angelegenheit.

Der Boulanger-Vorfall trug sich im großen Hörsaal der Universität zu. Oncken war stets gegen Boulanger eingestellt, jedoch glaubt Ritthaler nicht, daß damit eine politische Parallele mit Ludendorff beabsichtigt war. - Die im Incorruptible erwähnte Bemerkung Onckens über seine Lasalle-Biographie soll in einer Professoren-gesellschaft gefallen sein. Insofern wäre es durchaus möglich, daß Müller Material für den Incorruptible-Artikel geliefert habe. (Dazu Müller: Er könne sich an die Bemerkung Onckens erinnern, sie sei in einer Gesellschaft in Onckens Wohnung in der Widenmayerstraße gefallen. Er habe sich an seine Frau gewandt und gesagt: "Du kannst froh sein, daß ich den Lasalle geschrieben habe, denn das hat es mir erspart, eine Jüdin zu heiraten." Es sei durchaus möglich, daß er, Müller, diese Bemerkung Frank// bei irgendeiner Gelegenheit erzählt habe und Frank später diese in seinem Angriff auf Oncken verwendete.)

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2405/59	Best. ZS 563
Rep. /	Kat.

Nach dem Incorruptible-Artikel sei es Oncken in Berlin wohl nahegelegt worden, seine Vorlesungen nicht bis Semesterende zu Ende zu führen, da diese Vorlesungen von den Studenten zu Demonstrationen gegen ihn verwendet wurden. Übrigens soll damals auch Gerhard Ritter etwas für Oncken habe schreiben wollen, wofür er jedoch kein Publikationsorgan gefunden habe.

Preisausschreiben
Julius Streichers/"Geschichte des Hofjudentums" sei seiner Zeit als Schlag gegen das Reichsinstitut empfunden worden. Der Preis sei verteilt worden an einen Mann, der später den Rabbiner Orenstein aus einem Lager in Osten gerettet habe (Peter Deag?, vgl. ZA Streicher).

Führer der Münchner Gruppe des Deutschnationalen Jugendbundes sei der Rechtsanwalt Hans Dahn gewesen, der politisch etwa im Lager der DVP gestanden sei. Etwa 1921 habe auf einer Versammlung des Bundes z. B. auch Ludendorff gesprochen. Auf einer Tagung des Bundes ca. 1922/23 hätten sich die "Jungnationalen" abgelöst, da diesen der Deutschnationale Jugendbund zu vereinsmäßig gewesen sei. Für Frank sei es typisch gewesen, daß er wohl bei dieser Gelegenheit, als der "Verein" gleichsam bündischer, jugendbewegter wurde, ausgeschieden sei. Die "Jungnationalen" habe dann Trotha in seinem "Großdeutschen Jugendbund" gesammelt, die Reste des alten Deutschnationalen Jugendbundes seien allmählich abgestorben (Hinweis auf ZS "Jungnationale Stimmen").

München, den 30. Juli 1959

Heiber
(Dr. H. Heiber)